Das Verhängnis

Skizze von Arnold Krieger

Das Atelier ist von flirrendem Licht erfüllt. Der Arm mit der Holzpalette zittert. Ein wenig von dem giftigen Saturnrot rinnt auf die Hand des Meisters. Professor Gauger fühlt sich nicht gut. Er starrt überanstrengt in das mattäugige Gesicht mit der stark gehöckerten Stirne. Ist der Spiegel getrübt, oder liegt auf seinem Blick heute ein Flor? — Heute? Schon seit Tagen!

Gauger setzt den breitgefügten Pinsel mit der Schmalseite auf. Er will unter den Schläfen die Augenrunzeln anlegen. Gaugers Selbstbildnisse haben seit langem hohen Rang und weiten Ruhm.

Das Bild, an dem er jetzt arbeitet, soll seine bisherigen Werke an sinnlicher Tiefe noch übertreffen. Eine knappe Woche, dann ist Gaugers fünfzigster Geburtstag; das bedeutet ein überpersönliches Ereignis, Mittag des Lebens, Zenith des unerschöpflich Schaffenden. Vor fünfzig Jahren zur Welt gekommen, die Welt weiß ihm Dank. Eine Gauger-Ausstellung soll diesem Tag Weihe und Wertbestand geben. Das neue Bild muß bis dahin fertig sein, Gauger hat alle seine Kräfte um diesen Vorsatz zusammengerafft. Es ist eine Aufgabe, von der er nicht ohne Selbstaufgabe lassen kann. Aber es scheint, daß er seinem Körper mehr aufgebürdet hat, als Nacken und Nerven zu tragen vermögen. In diesem mächtigen Energiespeicher haust noch die Nachhut des letzten Anfalls. Scharlach ist es diesmal gewesen.

Seit Tagen nistet in Gaugers Kopf ein Schmerz, raspelt emsig am Scheitelbein, steigert sich besonders nach den Mahlzeiten ins Unerträgliche. In den Händen brechen dann Zuckungen aus, Krampf wühlt im Magen.

Ist es eine neue leidenschaftliche Krankheit, was ihm sein Schaffen verfinstert? Jahrzehntelang hat er herrisch alle Treffer des Schicksals abgeschüttelt, die ihm ans Mark wollten. Nie vermochte ein Schlag über den Splint dieses Stammes hinaus ins Kernholz vorzudringen.

Gauger preßt die Lippen, die Kiefer zusammen. Will ihn eine unbekannte Macht hindern, sein Werk zu verwirklichen? Noch trotzt er unbewältigt, er ist selbst ein Gewalthaber.

Der Pinsel liegt im Griff der Rechten schwer wie Blei. Gauger läßt den Arm sinken, geht dicht vor den Spiegel. Wie sie ihn befremden, diese violett unterpolsterten Augen mit dem aschfarbenen Blick! Plötzlich spürt er in ihnen ein Brennen, als hätte sie ein Kalkspritzer getroffen. Es ist unmöglich, jetzt länger zu arbeiten. Gauger sinkt in einen Stahlsessel. Allmählich läßt der Schmerz nach, der Maler schläft ein. Es ist ein marmorner Schlaf, ohne Traum und Bewegung.

Beim Erwachen ist es im Raum dämmrig. Gauger schilt sich, daß er so viele Stunden vergeudet hat. Er sieht auf. Kreidige Dreiecke sieht er tanzen. Auf der Gesichtshaut liegt ein Gefühl beklemmenden Abgesperrtseins wie von einer Rauchmaske.

Wie spät mag es sein? Er muß seine Uhr dicht vors Auge heben, er staunt, behorcht sie, lächelt schwach, schüttelt verstört den Kopf. Erst fünf Uhr? Das kann doch nicht sein. Vor acht wird es nicht dunkel. Er tritt ans Fenster. Straßenlärm wie mitten am Tag. Und die Turmuhr schlägt fünf. Und die Sonne scheint ja noch, ein matter, heller Fleck, hoch am Himmel. Und doch ist es so dunkel.

Was bedeutet das? Sitzt er noch schlafend im stählernen Sessel? Und plötzlich begreift er: Sein Augenlicht ist im Erlöschen!

Das Herz tut einen entsetzten Sprung. Eisiger Sand rieselt ihm den Nacken hinunter. Er steht mit schlotternden Fäusten, die Nägel ins Ballenfleisch gepreßt. Er ist unfähig zu denken, was er fühlt. Von der Mitte des Leibes her erstarrt er.

Er hat von Fällen plötzlicher Erblindung gehört. Die Hirnrinde wird dort, wo das Zentrum des Sehsinns liegt, von erkranktem Blut durchtränkt. Wie ein graphitner Blitz blendet diese düstere Klarheit vor ihm auf.

Er tappt zum Spiegel. Seine Augen verschwimmen im Blau, aber die Lippen sieht er deutlich, blau sehen sie aus: dunkles Kobaltviolett, denkt der Maler. Er tastet nach seinem Gerät, fühlt den Spatel, reißt eine Pergamentschicht von der Blockpalette, leuchtet mit dem Rest seines Augenscheins an den Bildern entlang.

Es kann nicht sein, denkt er, es kann ja nicht sein. Es ist ein Irrtum. Ich habe in einer Woche meinen fünfzigsten Geburtstag, es kann nicht sein. Sie werden's nicht zulassen. Er taumelt an den Tisch, drückt auf den Klingelknopf, hört nicht auf zu klingeln.

„Leo!" stürzt seine Frau herein. „Hilf mir!" schluchzt er. Ihr Gesicht ist ein rosagrauer Fleck. Er tastet über ihre Züge, die schmalen Nüstern, die feingerillte Stirn ... Nun liegt er im Bett. Irene sorgt lind für ihn, tröstet, es gehe vorüber, und er solle schwitzen, die Augen seien erkältet, weiter nichts. Aber er kann nicht schwitzen. Die Betten türmen sich. Kein Mittel hilft. Der Mund ist ausgedörrt, die Haut am ganzen Leibe spröde. Gauger atmet schwer, hergeschwer. Einen Arzt läßt er nicht ans Bett, bei jedem Versuch tobt er mit gurgelnden Lauten. Er hat abgründige Angst vor dem Todesurteil seines Künstlertums.

Und er weiß doch ohne den Spruch des Arztes, weiß es mit jeder Zelle seines Leibes. Er wirft sich ächzend hin und her, eingekeilt — ein Titan. Er bäumt sich auf gegen diesen mörderischen Anschlag des Schicksals, bäumt sich auf mit der basaltenen Gewalt seiner Schöpferschaft, die sich aufs grausamste beraubt sieht. Verweht ist die Bahn, das Ziel verhängt. Glimmt in diesem Verhängnis ein Sinn? — —

Der nächste Morgen kommt ohne Licht: Gauger ist völlig erblindet. Er tastet und riecht an seinen Werken, verstummt. Aus seiner Apathie fährt er jählings auf, befiehlt: einen Augenarzt! Gewißheit, lautet sein letzter Wunsch.

Bei der Untersuchung ist zärtlichster Zuspruch um den Zusammengebrochenen, und doch kann sich Frau Gauger kaum noch selbst aufrechterhalten.

Der Spezialist fragt beide sehr genau nach sonstigen Symptomen. „Kein Spiegelbefund!" stellt er fest. Die Erblindung ist urämisch, eine Folge harniger Blutverderbnis. Digitalis, Glühlichtbäder, Aderlaß hinter den Ohren, veränderte Ernährung. Die Hinzuziehung eines Kollegen erforderlich. „Sobald das Oedem der Rindensubstanz durch Aufsaugung geschwunden ist, wird die Blindheit aufhören, in spätestens vierzig Stunden."

Die Keule des Glückes tötet ihn fast, auch Frau Irene wankt und würgt und schluchzt.

Schon am Tage danach kehrt die Sehkraft allmählich wieder, am Abend ist sie vollkommen. —

Der Geburtstag wird still und blaß, mit ernster Freudigkeit gefeiert. Gauger ist noch sehr schonungsbedürftig.

Aber vierzehn Tage danach steht er wieder im Atelier, um an seinem Selbstbildnis weiter zu arbeiten. Das nächste Bild soll „Die Orgel" heißen. Er hält Palette und Pinsel ohne Beben. Der ganze Raum liegt von flirrendem Lichte durchflutet.

Nur Frauen dürfen foltern ...

Möchten Sie gern von einem weiblichen Rechtsanwalt beraten werden? Man kommt nicht oft in die Lage, sich diese Frage zu stellen. Denn die Frauen drängen sich nicht zu diesem trockenen Beruf. Vielleicht wäre mancher Mann geneigt, sich vor den Schranken des Gerichts von einer Angehörigen des schönen Geschlechts vertreten zu lassen. Nicht so der Chinese Ko-Ming-Sa, der kürzlich in dem Pariser Vorort Boulogne verhaftet wurde, weil seine Papiere gefälscht waren. Man schleppte ihn in das Pariser Zentralgefängnis und stellte ihm von Amts wegen einen Anwalt an die Seite, da der Mongole völlig mittellos war. Aber ein Todesschrecken befiel den armen Sünder, als sich eines Morgens die Zelle öffnete und eine ernst dreinblickende Frau hereintrat. Ko-Ming-Sa sank in die Knie. Ein Strom von Tränen stürzte aus den geschlitzten Augen, und ein rasender, leider völlig unverständlicher Wortschwall brandete der verdutzten Frau entgegen. Es schien ihr, als würde sie von einem Verzweifelten um Gnade gebeten. Es gelang ihr nicht, den Mann zu beruhigen. Sie mußte nach einem Dolmetscher schicken. Der wußte das Gestammel zu deuten. Der Chinese hatte geglaubt, nun stehe ihm die Folter bevor. In seiner fernen Heimat wird diese Tätigkeit nämlich nur von Frauen ausgeübt, und er hatte die Anwältin für einen Henkersknecht gehalten.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 49 | 22. Juni 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(17. Fortsetzung)

In den Kretschams der Dörfer geht's mit den Kirmesfeiern los. Jetzt ist ja Zeit dazu, die Abende werden schon lang, man hat sich sein bißchen Vergnügen nach dem langen, arbeitsreichen Sommer verdient.

Heiho, das ist ein Gedudele von Flöten und Trompeten und blechernen Bässen in den Wirtshäusern des Sonnabends und Sonntags, daß es am Abend nur so durch die stillen Dörfer schallt. Da jucken den Mädels die Fußspitzen, da holen die Burschen ihren Sonntagsstaat aus den Spinden, den sie solange nicht gebraucht haben, da wird getanzt und getrunken und gerauft und geliebt, und wenn man nachher auch noch einen stundenlangen Heimweg ins Gebirge hat in der Stockfinsternis, das macht dem Jungvolk nichts aus, juchhei!

Die Felder sind abgeerntet, die Ernte schön in Haus und Hof geborgen, das Vieh wohlversorgt, die im Walde geholten Stubben zu winterlichem Brennholz geschlagen, weiß Gott, ein paar lustige Kirmeswochen sind mühsam genug verdienter Lohn.

Auch in der Stadt hat jedes Lokal seine Kirmesfeier. Da ist sogar ein ganzer Vergnügungspark aufgestellt mit zahllosen Buden, an denen man sein Geld auf leichte Art loswerden kann. Eine ganze Woche lang geht der Rummel. Das ist etwas, was die kleine Stadt mit vollen Zügen genießt. Denn eine verteufelt lustige Welt ist so ein Rummelplatz doch! Da geht's jeden Abend drunter und drüber, daß man sich kaum zurechtfinden kann. Überall drängen sich die Leute vor den mannigfaltigen Vergnügungsständen, den Würfelbuden, den Boxringen, den herrlich mit schreienden Reklamen bedeckten „Etablissements", in denen man die dickste Dame der Welt und den längsten Mann aller Zeiten, den kleinsten Zwerg Europas und die letzten Menschenfresser von den Affeninseln, „die, wo noch lebendige Kaninchen und sonstige Lebewesen" verschlingen, und hundert andere Sensationen genießen kann. Es ist einfach wie ein Märchen. Dazwischen immer wieder kleine Tanzlokale und Cafés zum Schmusen für verliebte Leutchen.

Brezelbäcker und Wurstverkäufer, „warm sind se noch, schlagen nich aus und Hufnägel sind garantiert vorher rausjepokt", preisen ihre Ware an. Überall drehen sich Karussells, das jahrhundertealte Vergnügen aller Rummelplätze der Welt. Vom einfachen Pferdchenstall bis zu den „Luxusbetrieben", die ihre Fahrgäste auf kleinen Flugzeugen durch die Luft schleudern. Die Orchestrions spielen und orgeln durcheinander, daß man nicht eine Melodie hören kann. Und auch das ist eine Wonne. Die leichten Kleider flattern im Winde während der schnellen Fahrt. Die Gesichter sind fröhlich gerötet.

An anderen Stellen wieder rasen Luftschaukeln gegen den Himmel. Da gibt es ein Gequietsche und Gekreisch, daß es den Zuschauern gruselig über den Rücken läuft.

Kirmes! Kirmes!

Auf einer Berg- und Talbahn zwischen wildromantischen Bergkulissen aus Pappe kann man eine „Hexenfahrt durch Rübezahls Reich" unternehmen, wie das Plakat verheißt. Das muß man natürlich mitgemacht haben, da muß man dabeigewesen sein, da muß man reingetreten sein. Und also ist die Bahn immer voll. Das scheint hier ein besonderer Spaß für die fünfer Jäger zu sein. Sie haben fast immer die meisten Wagen besetzt, dieweil sie wissen, wie schön es ist, das kreischende Frauenvolk während der Fahrt schützend an die militärische Heldenbrust zu ziehen.

Hans von Götsch bummelt mit Oberleutnant Wedel und Leutnant Krummstädt ebenfalls in der Budenstadt umher. Es macht ihnen riesigen Spaß, dieses derblustige Volksvergnügen. Auf einem Karussell entdeckt Götsch seinen getreuen Wimmer. Er sitzt stolz zu Pferde, und neben ihm auf einem Holzelefanten die geliebte Anna. Vom Pferd herab grüßt er stramm die Offiziere.

Lachend gehn sie weiter.

„Dolle Kiste hier", meint Wedel, „und was man hier für nette Mädchen zu sehen bekommt, fabelhaft! Apropos, Mädchen! Die Schönste amüsiert sich leider immer noch zur Zeit in Berlin. Tut Ihnen das gar nicht leid, lieber Götsch?"

„Wenn ich nur wüßte, wen Sie meinen, Kamerad? Ich will Ihnen natürlich gern gefällig sein", lacht Götsch.

„Na, hörn Se mal! Die Rita Wüllner selbstverständlich."

„Aha! Nee, Wedel, das tut mir nicht die Bohne leid. Die wird sich in Berlin bestimmt nicht langweilen."

Wedel schüttelt den Kopf.

„Versteh' Sie nicht, wie Sie sich den Goldfisch wegschwimmen lassen konnten, Götsch."

„Warten Sie ab, Wedel! Übrigens wollte ich Ihnen nicht ins Gehege kommen. Sie sind doch älter."

Der macht ein ziemlich dummes Gesicht. Sehr klug ist er noch nie gewesen.

‚Wenn ihr wüßtet', denkt Götsch behaglich. ‚Nur gut, daß die Lenel immerhin ein gutes Stück ab wohnt. Und daß man immer so hübsch vorsichtig gewesen ist. Aber es ist gar nicht nötig, daß einem die Kameraden immer gleich bis in die letzte Herzfalte gucken.'

Wedel seufzt.

„Sie sind wirklich ein anständiger Kerl. Aber ich glaube, sie hält sowieso nicht viel von meinem — Bauch. Ein Jammer ist das mit dem Fett, das ich stündlich ansetze. Dabei schimpfe ich doch vormittags und nachmittags so viel auf dem Kasernenhof mit meinen Leuten herum, daß ich mir davon schon längst das Fett abgeärgert haben müßte."

„Sie werden sich eben noch nicht genug ärgern", lacht Götsch, und Krummstädt meint:

„Sie müßten sich eben auch noch abends ärgern."

„Da hab' ich zu essen und zu trinken", sagt Wedel todernst. „Etwas muß der Mensch doch auch für seine Gesundheit tun. Ich glaube doch, ich werde frauenlos durchs Leben wandeln müssen."

„Hm ...", schmunzelt Götsch sarkastisch, „offenbar entsprechen Sie zu sehr jener Vorstellung einer älteren Jungfrau vom Mann, die da sagte, sie habe drei hübsche Tiere, die ihr jeden Mann hinreichend ersetzen: einen Hund, der den ganzen Vormittag über knurrt, einen Papagei, der am Nachmittag schimpft, und einen Kater, der nachts nicht nach Hause käme."

Das kommt so trocken heraus, daß Wedel dröhnend lacht.

„Götsch, Sie sind ein kleines Luder! Aber vielleicht hat jene ältere Jungfrau wirklich nicht ganz unrecht. Donnerwetter, einen Hunger hab' ich! Herrschaften, 10 Uhr. Wollen wir den Platz der lauten Lustbarkeit verlassen und noch irgendwo etwas Anständiges essen? Außerdem ist einem die Kehle von dem Staube hier ganz trocken geworden."

Man ist einverstanden. Genug von dem bunten Trubel und dem Krach. Sie atmen ordentlich auf, als sie wieder auf der stilleren Straße stehen. Sie bummeln noch ein Stück und fallen in ein nettes Weinrestaurant ein. Wedel bestellt eine Platte für sich, die wieder einmal für eine Familie gereicht hätte. Offenbar ist noch genug von der Hinterlassenschaft der seligen Tante da, denn er hat schon die zweite Flasche vor sich zu stehen, während die beiden andern noch bei der ersten sitzen. Man kommt so langsam in Stimmung. Nette Musik, hübsch angezogene Frauen an den Nebentischen, die Zeit rennt förmlich dahin. Wedel behauptet, Kamerad Götsch habe den halben Sommer über „nichts vom Leben" gehabt, es sei höchste Zeit, daß er sich wieder ordentlich an sein Leutnantsdasein gewöhne, womit er einen Bummel bis zum Morgen meint.

Götsch winkt ab.

„Nee, Kinder, bloß nich so hastig! Man führe mich nicht in Versuchung."

Natürlich, wenn man schon mal mit Wedel und Krummstädt ausgeht! Die Brüder finden doch nie ein Ende!

Als er nach der Uhr sieht, ist es eins. Besten Dank!

„Aufbruch, Herrschaften, Aufbruch!" mahnt er.

„Was, erst 1 Uhr?" sagt Krummstädt. „Da hat man doch schon allerhand zusammengequatscht, und nu ist's erst 1 Uhr."

„Gehn wir woanders hin, Kinder", schlägt Wedel vor. „Ist ja doch noch viel zu früh."

Der Kellner hilft den Herren in die Mäntel. Ein kleines Rudel von Pikkolos steht herum und hält Mützen und Degen bereit. Alle dienern respektvoll, als die drei hinausgehen, und richten sich erst auf, als die Tür auch wirklich ganz zu ist. Es gibt keine besseren Gäste als ihre Leutnants.

„So, und nun noch viel Vergnügen und klaren Kopf", sagt Götsch draußen und streckt den Kameraden die Hand hin.

Da kommt er schlecht an. Wedel poltert los:

„Nischt zu machen, werter Herr von und zu. Mitgefangen, mitgehangen! Sie können noch oft genug Ihre Nächte im Winter verdösen. Heute feiern wir Kirmes."

Und Krummstädt:

„Mann aus den Bergen, nu sind Sie mal mit dabei. 'n halben Sommer lang hat man nichts von Ihnen gehabt. Nu kneifen Sie bitte nicht."

‚Na also, da hat man den Salat', denkt Götsch.

„Wohin soll's denn noch gehn?" fragt er belustigt. „Ist doch schon alles geschlossen."

„Wohin?" lacht Wedel. „Wo's noch 'n guten Happen zu essen gibt —"

Diese hungrige Seele, hat sie noch nicht genug?

„Und wo man noch gemütlich und ungenierlich sitzen kann. Natürlich zu ‚Rübezahls Keller'! Der Mann hat immer noch von hinten rum so 'n bißchen auf. Da hab' ich neulich mal 'ne prima prima Rehkeule verspachtelt — ein Märchen, Herrschaften. Und 'n gutes Weinchen hat er doch auch immer."

„Rübezahls Keller"? geht es Götsch durch den Kopf. Na ja — nicht gerade standesgemäß, aber es gibt da diskrete kleine Hinterzimmer, die den Honoratioren nicht unbekannt sind.

„In Gottes Namen", sagt er.

„Na also! Abmarsch!"

Götschs Müdigkeit ist etwas verflogen. Sehr deutlich entsinnt er sich jener nächtlichen Szene, da der Oberförster Eberstein von dem Wirt hinausbegleitet wurde. Wie heißt der Mann doch gleich? Er fragt Wedel.

„Anton Wiesel. 'n deftiger Wirt. Wie der die kleine, versteckte Spelunke hochgebracht hat — alle Achtung!"

„Richtig. Anton Wiesel. Ich war mal vor einem Jahr drin. Ziemlicher Saftladen."

„Aber anständige Bedienung, Götsch. Gott, es muß doch auch solche Läden geben. Wo sollte man sonst manchmal nachts in so 'ner Stadt hin!"

Eine Viertelstunde später sind sie angelangt. Wenig Betrieb. Die Leute scheinen alles Geld in diesen Tagen auf der Kirmes auszugeben. Anton Wiesel begrüßt die Herren hochachtungsvoll. Er ist ein vierschrötiger Kerl, gut angezogen, mit einem satten Gesicht, aus dem zwei blitzende Augen scharf herausblicken. ‚Diese Augen könnten wirklich einem Wiesel gehören', denkt Götsch. Auch die Bewegungen dieses untersetzten, doch etwas plump gebauten Mannes sind erstaunlich rasch und flink und geschmeidig.

Wedel sagt gut gelaunt:

„Abend, Anton. Gut, daß Sie noch aufhaben."

„Für manche Gäste immer, Herr Oberleutnant."

Er führt sie gleich in ein Hinterstübchen. Schäbiges Sofa, abgewetzte Sessel, Kaiserbilder an den Wänden. Ein Kompaniebild aus der Militärzeit Wiesels.

Wedel fragt, was es noch zu essen gibt.

„Delikate Rehkeule, Herr Oberleutnant. Auch guter gespickter Hasenbraten. Echt."

„Hab' ich's nicht gesagt? Rehkeule!" triumphiert Wedel. „Gerade die wollt ich. War ja vorzüglich neulich, Anton."

„Meine Spezialität", dienert Wiesel.

Die andern Herren wollen nur trinken. Sie haben keine Magenerweiterung.

Wedel sagt nachher, als Wiesel fort ist:

„Der Mann ist goldig. Zu jeder Stunde auf dem Posten. Und Kredit hat man auch bei ihm. Er schreibt ohne weiteres an. Selbstverständlich kennt er seine Leute."

Götsch hat Wiesel aufmerksam beobachtet. Wieder ist ihm die Leichtigkeit seiner Bewegungen aufgefallen. Er sieht sich genauer im Zimmer um, betrachtet das alte Militärbild und stutzt.

„Hat der Mann bei den Jägern gedient?"

„Ja. Übrigens war er damals Bursche beim Eberstein — dem alten natürlich", antwortet Wedel. „Seit sieben Jahren hat er die Kneipe hier."

„Aha!" macht Götsch interessiert.

Also früherer Bursche beim Eberstein. So lange kennen sich die beiden schon. Daher der vertrauliche Ton, den er damals bemerkt hat, als Wiesel dem Oberförster in den Jagdwagen half. Wirklich sehr interessant, das zu erfahren. Es geht ihm plötzlich allerlei im Kopf herum.

Dem Wedel schmeckt seine Rehkeule wieder ausgezeichnet. Er spricht auch wacker dem Wein zu. Anton Wiesel hat sich lautlos in seinen Schankraum zurückgezogen. ‚Vielleicht weiß Wedel mehr', denkt Götsch. Er wird mal horchen. Und plötzlich fragt er in eine Gesprächspause beiläufig hinein:

„Sagen Sie mal, Wedel, der Eberstein ist doch früher aktiv gewesen, wie? Das muß ja lange vor meiner Zeit hier gewesen sein."

„Und wie der aktiv war, mein Lieber", lacht jener. „So leicht entkam ihm keine Frau, die er haben wollte. Tja — die Herren mit der schlanken Linie", setzt er seufzend hinzu. „Aber er war nicht nur auf diesem Gebiete ein großer Jäger, sondern auch sonst, wenn er mal zur Jagd eingeladen war. Das war ja nun seine zweite Passion. Ein hervorragender Schütze, sage ich Ihnen."

„So? Das hat also sein Sohn dann auch geerbt", wirft Götsch trocken hin. „Und warum hat er dann quittiert?"

Wedel setzt sich behaglich zurecht.

(Fortsetzung folgt)

Liebesrechnung

Skizze von E. O. Single

Die Stunde war zeitlos und ohne Gewicht. Zwei Menschen fuhren heim. Wiegend trug sie der Zug aus einem glückfonnigen Tag in den dämmernden Abend. Zwei Menschen, die sich einen Tag geschenkt hatten, einen einzigen kurzen Sonntag, kehrten zu sich selbst zurück. An der Wagendecke klirrten leise die Lampen. Das Fahren des Zuges war von einer wohlig einschläfernden Eintönigkeit, darein die bunte Vielheit der verflossenen Stunden sich einbettete wie in einen kleinen zärtlichen Traum.

Sie waren Großstadtkinder, beide, Menschen eines gehetzten Alltags. Sie: Schreibmaschine, Diktaphon, Telephonverbindungen. Der Mann: Zeichenbrett, Stücklisten, Akkordberechnungen. Er: hundertzweiundsechzig netto pro Monat, sie: hundertachtzig, dafür alleinstehend und belastet mit den Ausgaben für ein viel zu teures Zimmer. Jeder wußte das vom andern. Viel näher kannten sie sich eigentlich noch nicht, aber über des andern Monatseinkommen war jedes sofort im Bilde gewesen.

Nun hatten sie diesen gemeinsamen Sonntag verlebt, den ersten, seit sie sich kannten, waren irgendwohin in die Berge gefahren, nicht mit Rucksäcken und Kochgeschirr, sondern wie eben eine kleine Sekretärin und ein junger Ingenieur Sonntags zusammen ausfliegen, er das halbe Monatliche bei sich, sie, ebenfalls nicht ohne Geld, zwei klein zusammengefaltete Zwanziger in der Handtasche und etwas Silber.

Jetzt fuhren sie heim und hatten doch eigentlich keine Heimat als ein Zimmer irgendwo in einem gleichgültigen fremden Haus, ein paar Bilder von Eltern und Geschwistern an den Wänden und in der Fabrik den gewohnten Arbeitsraum.

Manchmal legte er seine Hand hinüber in ihren Schoß auf ihre Hände, dann öffnete sie für einen Wimpernschlag die Augen und sah ihn an. Sie saßen unter den vielen sonntagmüden Reisenden dieses Zuges und waren sich auf eine süße, erschöpfende Art nahe und fremd. „Hat es Dir gefallen?" — „Ja, sehr!" — „Bist Du müde?" — „Ein wenig — Du auch?" ... Viel mehr hatten sie sich nicht mehr zu sagen nach diesem übervollen Tag, aber umso mehr gingen ihre Gedanken gleiche, seltsam verschlungene und ineinander mündende Wege ... Was hat die Fahrt gekostet? dachte sie in ihrer Ecke, das muß ich ihm doch wenigstens zurückgeben, er hat doch selbst so wenig! Sie kam nicht ganz zu Ende mit dieser Ueberlegung, weil er sich wieder zu ihr herüberbeugte: „Ich ruf' Dich morgen an, ja?" sagte er, während auch seine Gedanken einen buckligen, steilen Hang erklommen. Zum fünftenmal aufgestellt, stimmte die kleine ängstliche Rechnung nicht, weil er fortwährend etwas anderes vergaß, einmal die Briefmarken und den Kaffee, dann wieder die zwei Mark für den Wein am Nachmittag.

Sie saßen einander gegenüber, zwei Menschen, die sich nicht gleichgültig mehr waren seit heute, aber ihr Alltag, dieser Alltag, dem sie für ein paar Stunden entronnen und dem sie nun wieder entgegenfuhren, griff schon nach ihnen, streute ihnen schon aus ungewisser Ferne seine kleinen Mühen und Sorgen entgegen.

Was hat er nur alles für mich ausgelegt? Sie ging hinter geschlossenen Augen noch einmal den ganzen Tagesverlauf durch: Fahrgeld, die Fleischbrühe heute morgen, Kaffee, Essen — die Bergbahn hat mindestens drei Mark gekostet! — mußten die aber auch gleich zwei Portionen Kaffee bringen, statt Tassen! Kuchen — Erdbeertörtchen mit Sahne, mindestens fünfundvierzig Pfennig das Stück! Und Zigaretten zu sechs raucht er sonst sicher auch nicht ...

„Geht es Dir gut? Soll ich Dir nicht den Mantel in die Ecke hängen?" sagte er und kletterte noch immer aufwärts über alle die kleinen und kleinsten Posten, bis er endlich oben ankam auf dem schwindelnden Gipfel von neunzehn Mark und dort ein wenig erbittert und hilflos Umschau hielt. Nun muß mir Robert doch aushelfen diesen Monat! Und die Schuhe muß ich eben bis nächsten Monat lassen! ... Wenn sie mir das Fahrgeld geben will, nehm' ich es nicht! Damit wird sie sicher nachher anfangen! Himmel, morgen ist ja auch die Straßenbahn wieder fällig! — Es kann aber doch nicht sein, daß wir neunzehn Mark gebraucht haben! —

„Danke!" sagte sie etwas zu höflich fremd und lächelte dann sofort zu einem zweiten „Danke!", das dieses erste kühlere wieder gutmachen sollte. Ich kann ihm doch jetzt nicht einfach fünf Mark geben!

Auf ihrem Schoß lag die kleine Handtasche von mausgrauem Wildleder, in dieser Tasche lagen zwei Zwanzigmarkscheine und etwas Silbergeld, und dieses Geld lag zwischen ihnen, eine kleine silberne Brücke, die sie nicht trug, über die sie nicht zueinander gelangen konnten.

Man stößt sich doch heute nicht mehr an solchen Aeußerlichkeiten, dachte sie, im Begriff, das gute, erlösende Wort zu sagen. Und seltsamerweise dachte er in diesem Augenblick das gleiche und erwartete dieses Wort.

Aber es wurde nicht gesprochen, dieses Wort; es blieb haften an den vielen beglückenden Bildern, die sie gegenseitig von sich aufgenommen hatten in diesen wirklichkeitsfremden und alltagentrückten Stunden und die dieses Wort hätte zerstören müssen.

Immer näher trug sie der Zug dem Ende ihrer kleinen Liebesreise entgegen, dieser etwas leichtsinnigen, jugendseligen Tour, die neunzehn Mark gekostet hatte und nun einen Abschluß finden mußte, über den sie sich grübelnd abquälten.

Es ist alles so schwer! Auch wenn man so die neue, andere Jugend ist, man kommt nicht weg über diese Dinge, dachte das Mädchen in seiner Fensterecke. Und da fiel der Sinnenden plötzlich etwas ein, das Dümmste, was ihr überhaupt hätte einfallen können, aber sie startete glücklich und mit Eifer in diese Dummheit.

„Willst Du mir einen Gefallen tun?" sagte sie und sprach hastig weiter. „Ich bin immer so leichtsinnig mit Geld. Heb' mir zwanzig Mark auf für die Schneiderin! Hier, heb mir das auf, sonst ist es doch wieder weg am Ersten!"

Schwindel! dachte er und machte ein sehr männlich überlegenes Gesicht, während sie den schüchternen, klein zusammengefalteten Zwanzigmarkschein hervorkramte. „Gern!" sagte er. „Natürlich!" Und verwahrte den Schein umständlich in seiner Brieftasche.

Es war ein Schwindel, ein kleines tolpatschiges Manöver. Sie wußten es beide, aber gleichgültig, was nun weiter aus diesem Zwanzigmarkschein würde, für den Augenblick trug diese kleine Unaufrichtigkeit. Ueber diesen kleinen Schwindel hinweg konnten sie wieder zueinander gelangen. Sie hatte so festen Grund fast, diese kleine Lüge, wie der Waldboden, auf dem sie heute nachmittag gegangen waren.